



Ehrenamtskonferenz MV 2026

Interview mit Dr. Paul Rameder:

Der Zusammenhang zwischen Freiwilligenarbeit und sozialer Ungleichheit

Interview vom 09. März 2026 mit Dr. Paul Rameder, wiss. Mitarbeiter am Institut für Nonprofit Management und Governance, und Senior Researcher am Center for Social Entrepreneurship and Social Innovation der Wirtschaftsuniversität Wien. Das Interview führte Christoph Groth, Referent für Vernetzung bei der Ehrenamtsstiftung MV

Christoph Groth: Lieber Herr Dr. Rameder, herzlich willkommen hier in der digitalen Runde in der Ehrenamtsstiftung MV in Güstrow in der Ernst-Barlach-Stiftung. Herzliche Grüße nach Wien. Wir freuen uns sehr, mit Ihnen einen Experten gewonnen zu haben, der sich bereits seit über zehn Jahren mit dem Thema der sozialen Ungleichheit im Kontext von Freiwilligenarbeit beschäftigt. Das führt mich direkt zu meiner ersten Frage: Wie hängen soziale Ungleichheit und Freiwilligenarbeit zusammen? Eigentlich nehmen wir Ehrenamt doch als offen für alle wahr, jeder sollte hier die Chance haben, sich einzubringen. Wieso gibt es hier dennoch einen Zusammenhang?

Dr. Paul Rameder: Herzlichen Dank für die Einladung. Ich freue mich, Einblicke in meine Forschung der letzten zwanzig Jahre zum Thema soziale Ungleichheit und Ehrenamt geben zu können. Ich habe in Wien zu diesem Thema promoviert und beschäftige mich seit Anfang der 2010er Jahre damit.

Warum ich mich dem Thema überhaupt gewidmet habe ist vielleicht eine erste Antwort auf Ihre Frage. Ich selbst komme aus einer Kleinstadt und einem mittel- bzw. kleinbürgerlichen Milieu. In meiner Familie war niemand ehrenamtlich tätig. Als ich an der Wirtschaftsuniversität Wien am Institut für Nonprofit Management zu arbeiten begann und mit dem Thema Ehrenamt konfrontiert wurde, stellte ich mir die Frage: Warum bin ich eigentlich nicht ehrenamtlich engagiert? Warum war das nie auf meiner persönlichen Wertelandkarte? Hat das mit mir als Person im Hier und Jetzt zu tun oder mit meiner sozialen Herkunft?



Beschäftigt man sich mit sozialer Herkunft, landet man schnell bei sozialer Ungleichheit und deren Reproduktion. Entsprechend habe ich mich intensiv empirisch damit beschäftigt, warum sich manche Menschen engagieren und andere nicht. Der Schein, dass Ehrenamt und Freiwilligenarbeit für alle zugänglich sind, ist landläufig verbreitet. Die Forschung zeigt jedoch seit über fünfzig Jahren, dass sich Personen mit einem sogenannten dominanten Status – also Status-höhere Personen – eher engagieren. Das sind Menschen mit beispielsweise einem höherem Bildungsgrad, höherem Einkommen, einem größeren sozialen Netzwerk und mehr Zeitautonomie. Diese zentralen Theorien existieren seit über fünfzig Jahren und haben bis heute Gültigkeit. Wir sehen hier dauerhafte soziale Muster: Bestimmte Gruppen engagieren sich weniger, andere mehr.

Hier leitet sich dann auch die empirische Relevanz des Themas ab, ob dies so sein muss oder Veränderung möglich ist. Man sieht es besonders deutlich, wenn man untersucht, wie das Ehrenamt in unterschiedlichen Feldern den Zugang regelt. Es gibt Bereiche, die bestimmte Personengruppen eher anziehen, da sie dort niedrigeren Schwellen gegenüberstehen als in anderen Bereichen. Im Sport beispielsweise ist eine berufliche Tätigkeit extrem wichtig, wie Studien aus Österreich und Deutschland zeigen. Hier engagieren sich vor allem Personen, die selbst berufstätig sind oder waren, in der Mehrheit sind es privilegiertere Männer. In anderen Bereichen wie den sozialen Diensten überwiegen wiederum Frauen; dort spielt die berufliche Position eine geringere Rolle. Wir haben also Zugangsschwellen zum Ehrenamt, die unterschiedlich ausgestaltet sind und den Zugang für bestimmte Bevölkerungsgruppen eher ermöglichen als für andere. Die spannende Frage ist: Wieso ist das so?

Christoph Groth: Das ist die große Frage: Warum ist das so? Dazu forschen nicht nur Sie. Das Wort Schwellen leiten wir auch aus dem vierten Engagementbericht der Bundesregierung ab, der sich explizit mit diesem Thema auseinandergesetzt hat. Wenn es diese Ungleichheit gibt, ist das offenbar etwas, das man nicht immer sofort merkt. Es ist nicht immer offensichtlich, warum gewisse Menschen sich nicht trauen oder gar nicht auf dem Schirm haben, dass auch sie für gewisse Ehrenämter in Vereinen infrage kommen könnten – seien diese nun hoch angesetzt oder niederschwellig. Wenn man den Blick auf die Organisation selbst legt: Worauf sollte



ein Verein achten? Wie identifiziert man die Hürden in der eigenen Organisation, die vielleicht Ängste aufbauen, sodass Leute denken, sie kämen gar nicht infrage?

Dr. Paul Rameder: Die Mechanismen der Zugangsregelung sind je nach Engagement-Feld höchst unterschiedlich. Allen Feldern gemein ist jedoch, dass diese Schwellen für diejenigen, die bereits „drinnen“ sind, oft nicht wahrnehmbar sind. Nehmen wir das Beispiel der Türschwelle, die von Menschen ohne körperliche Einschränkungen ohne Probleme überwunden werden kann und entsprechend gar nicht wahrgenommen wird. Eine Person im Rollstuhl kann jedoch an einer bestimmten Schwellen-Höhe durchaus scheitern. Wichtig ist hier der Blick von außen. Wir nehmen die Schwellen, die wir selbst überwunden haben, nicht mehr wahr.

Daher ist es entscheidend, Personen außerhalb des Vereins heranzuziehen und sie zu bitten, den Blick darauf zu lenken, wo Schwellen existieren. Diese können funktional sein – zum Beispiel, wenn man für ein Ehrenamt im Rettungsdienst eine bestimmte Ausbildung braucht. Das ist eine notwendige Schwelle. Viele andere Schwellen sind jedoch implizit und haben sich über die Jahre so entwickelt. Bestimmte soziale Gruppen engagieren sich in einem Bereich und ziehen damit immer wieder sehr ähnliche Personen an. Dadurch haben andere Personengruppen das Gefühl, dort gar nicht erwünscht zu sein. Man sollte den Blick nach außen wenden und Menschen fragen: Welches Bild hast du von unserer Organisation? Würdest du dich bei uns engagieren? Warum ja oder nein? Das macht Schwellen oft sichtbar.

Ein weiterer Punkt betrifft das episodische Engagement, wie es oft bei Veranstaltungen vorkommt. Es ist hilfreich, wenn Personen in Gruppen von Ehrenamtlichen eingebettet sind, die sich dort immer wieder treffen und eine hohe soziale Kohäsion entwickeln. Aus Sicht des Ehrenamtsmanagements ist das begrüßenswert, da diese Personen eine höhere Retention aufweisen, d.h. sie kommen jedes Jahr wieder, weil sie sich darauf freuen, mit den anderen gemeinsam wirksam zu sein. Das wirkt nach innen positiv, nach außen hin aber oft abschließend – ähnlich wie bei Freundesgruppen. Hier werden Schwellen aufgebaut. Daher sind gerade die Personen im Ehrenamtsmanagement aufgerufen, einen Blick darauf zu haben, dass sich solche Gruppen auch für neue



Personen öffnen. Dabei ist vor allem wichtig, wie die jeweilige Gruppe von außen wahrgenommen wird, weniger, ob die Gruppe selbst der Meinung ist, offen zu sein.

Um Schwellen zu identifizieren geht es folglich primär darum, die Außenwahrnehmung eines Engagements, einer Organisation einzuschätzen, ob und wie dies vielleicht abschreckend wirken kann. Gibt es beispielsweise „Vorhöfe des Engagements“, in die man langsam hinein- und auch wieder hinausgleiten kann, anstatt eines abrupten Ein- oder Ausstiegs in die Organisation. Um hier die Analogie mit dem Rollstuhl aufzugreifen, muss die Frage gestellt werden, ob man Rampen baut oder die Türschwellen so belässt. Denn ein positiver Nebeneffekt von Schwellenabbau ist, dass Menschen davon profitieren, die in erster Linie gar nicht zwingend gemeint waren. Um im Bild zu bleiben: Der Einbau von Liftanlagen in U-Bahn-Stationen kommt nicht nur Rollstuhlfahrern zugute.

Christoph Groth: Wir haben heute auch die hauptamtlichen Engagementförderer aus Mecklenburg-Vorpommern hier versammelt. Im Bezug darauf, dass Sie ja den Blick von Außen zurecht als sehr wichtig herausgestellt haben, kommt diesen hauptamtlichen Akteuren eine besondere Rolle in Beratungs- und Vernetzungskontexten zu, wenn Vereine mit der Frage an sie herantreten: „Warum finde ich keine neuen Engagierten? Ich brauche Nachwuchs“?

Dr. Paul Rameder: Unbedingt. Das ist eine zentrale Herausforderung und Aufgabe der Engagementförderung. Es ist wichtig, spezifische Kenntnisse zu den Schwellen in den einzelnen Engagementbereichen zu entwickeln und diese in der eigenen Arbeit in den Blick zu nehmen. Wir können hier nicht mit der „Gießkanne“ über alle Engagementfelder gleichermaßen gehen, da in den unterschiedlichen Bereichen sehr spezifische Anforderungen bestehen und die Schwellen unterschiedlich ausgeprägt sind. Wichtig ist auch, Schwellen zu hinterfragen. Es gibt Schwellen, die funktional sind und eine gute Arbeit einer Organisation erst möglich machen. Aus meiner Sicht ist es entsprechend nicht sinnvoll, alle Schwellen ungefragt abzubauen. Es geht vielmehr darum, jene Schwellen abzubauen, die für die Organisation oder die Gemeinschaft schädlich sind, weil sie Vielfalt verhindern und zu sozialer Schließung führen.



Christoph Groth: Um den Bogen abschließend noch etwas größer zu spannen. Ich finde den Apell sehr gut, dass den engagementfördernden Akteuren eine große Rolle zukommt, dass Thema der Schwellen in den Blick zu nehmen. Darüber hinaus gedacht: Was können wir gesamtgesellschaftlich, politisch oder auch im Bereich der Wissenschaft noch tun? Wo müssen vielleicht auch größere Rahmenbedingungen geschaffen werden, um den Abbau von Schwellen zu ermöglichen?

Dr. Paul Rameder: Ich denke, hier ist vor allem die Engagementförderung bei Jugendlichen, Kindern und jungen Erwachsenen zentral in den Blick zu nehmen. Das Ehrenamt als Erfahrungs- und Handlungsraum abseits der digitalen Welt, von Social Media zu begreifen, ist ganz wesentlich. Es ist sinnvoll, dass das Schulsystem und der Ehrenamtsbereich kooperieren und hierfür Mittel bereitgestellt werden, die dieses Zusammenwirken ermöglichen. Programme wie „Lernen durch Engagement“ flächendeckend umzusetzen erfordert eine entsprechend hohe Ressourcenbindung. Jedoch sollte das Ziel nicht zwingend sein, alle gleichermaßen zu fördern, sondern gezielt jene besonders zu unterstützen, die noch keine Engagementenerfahrung gemacht haben. Anstatt mit der Gießkanne zu arbeiten, sollten wir gezielt Kinder und Jugendliche aus sozialen Herkunftsmilieus ohne Engagementtradition fördern. Ihnen sollten in besonderem Maße Möglichkeiten geboten werden, sich wirksam zu fühlen und einzubringen. Entsprechend ist hier eine Aufgabe der Forschung, den Blick auf diese soziale Gruppe in Zukunft im Besonderen zu legen.